



„Mein Kind geht nicht mehr zur Kirche!“

Anmerkungen zur
„religionslosen Phase“
bei Kindern
und Jugendlichen

Für viele Eltern bricht eine Welt zusammen: Ihr Sohn, ihre Tochter will sie nicht mehr zur Kirche begleiten. Für viele Eltern? Bedenkt man, daß circa 80 Prozent der Katholiken (fast 95 Prozent der Protestanten) nicht mehr am Gottesdienst ihrer Kirche teilnehmen, so fallen die Jugendlichen mit ihrer Entscheidung nicht unbedingt aus dem gesamtgesellschaftlichen Trend. Und bedenkt man weiter, daß eine Vielzahl von Eltern den Entscheidungen ihrer Sprößlinge eher gleichgültig (oder auch vielleicht hilflos?) gegenübersteht, so ist die Zahl der Eltern, welche das „Nein“ ihrer Kinder zur Kirche betroffen macht, sicherlich eine Minderheit.

Zunächst: Das Phänomen ist – wie sich bereits andeutete – kein Einzelfall. Von den 19- bis 29jährigen Katholiken gehörten 1982 nur noch 19% zur den regelmäßigen Kirchgängern (im Vergleich: Unter den Katholiken insgesamt sind 32% regelmäßige Kirchgänger). 1952 (also ein Jahr, in dem die heutige Elterngeneration selbst zu den Jugendlichen zählte und das für diese oft der Maßstab für Vergleiche mit der heutigen Situation ist) war das Verhältnis ein ganz anderes: Damals waren 52% der 16- bis 29jährigen regelmäßige Kirchgänger bei 51% unter allen Katholiken. Das Erscheinungsbild der Gottesdienstgemeinde hat sich gewandelt: Sie ist deutlich älter geworden. Ein Eindruck, der zum Teufelskreis werden kann, wenn Jugendliche sich überhaupt nicht mehr einander im Gottesdienst finden.

Was hindert nun unsere Kinder und Jugendlichen, Interesse und Gefallen am Gottesdienst der Kirche zu finden?

Fragen wir Jugendliche selbst, so lautet die Antwort oftmals: langweilig, stets gleichförmig, unverständliche Sprache und Riten, wenig Abwechslung, veraltete Musik etc. In mancherlei Hinsicht haben die Jugendlichen recht: In der Liturgie unserer Gemeinden wäre vieles möglich; doch werden leider allzuoft die Möglichkeiten, welche die Liturgiereform eröffnete, nicht genutzt. Auch die mitunter angebotenen „Jugendmessen“ ändern daran wenig, ja sie „verschlimmbessern“ manches: Jugendliche werden in ein liturgisches Reservat an den Rand der Gemeinde gedrängt. Hier wäre *gegenseitige* Toleranz zwischen den Generationen ebenso notwendig wie auch Mut, neue Formen auszuprobieren und der Gemeinde behutsam nahezubringen. Aber das „Problem Kirchengang“ erschöpft sich nicht in der Ablehnung liturgischer Formen. Vielmehr ist



es Symptom einer tieferliegenden „Kirchenkrise“, die bei den Jugendlichen besonders augenscheinlich ans Tageslicht tritt. Gottesdienst ist schließlich – neben der Verkündigung und dem sozialen Engagement – nur ein Teil kirchlichen Handelns, wenn auch in vielen Gemeinden der zeitintensivste.

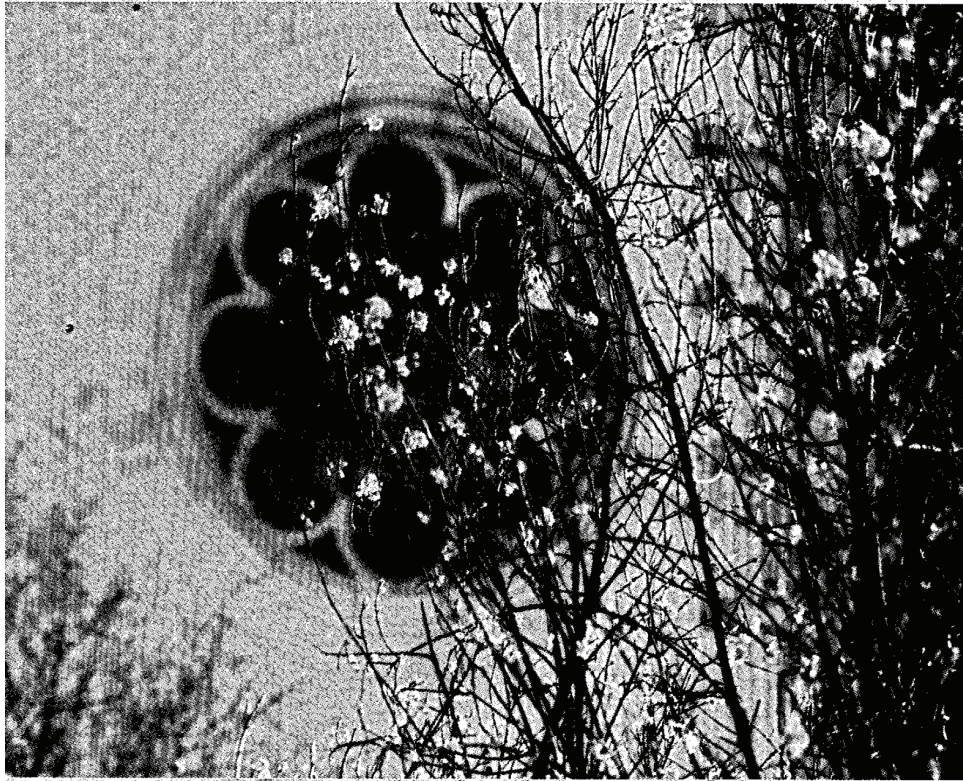
Zum einen handelt es sich um eine **Glaubwürdigkeitskrise**. Jugendliche entwickeln bei ihrer Suche nach einer eigenen Identität (auch in religiöser Hinsicht) eine besondere „Antenne“ für Widersprüchlichkeiten und Spannungen in der Gesellschaft wie in der Kirche. So wundert es nicht, daß es zumeist Jugendliche sind, die auf Fortentwicklung und Anpassung an die gesellschaftliche Situation pochen. Forderungen, die wir nicht unbedenken als Anbiederung und Anpassung an den Zeitgeist diffamieren sollten.

Schwierig wird es, wenn dieses Engagement Jugendlicher in Verbänden, Gruppen und Bewegungen von der (Erwachsenen-) Kirche nicht ernst genommen wird.

Was ist davon zu halten, wenn ein Bischof im Rahmen der Feier der Firmung die Ausgießung des Heiligen Geistes beschwört und die Jugendlichen als nun mündige Christen bezeichnet, sich ihre Mündigkeit aber darin erschöpfen darf, allein dem zu folgen, was Bischöfe und Lehramt vorgeben?

Wo erfahren Jugendliche eine in Predigten oft geforderte Gemeinschaft der Liebe, wenn die Teestube der Jugendgruppe auf ihre kirchliche Tauglichkeit **allein** anhand des Kriteriums „Gehen die denn auch zur Kirche?“ geprüft wird oder die Rockband der Pfadfinder nicht im Pfarrheim proben darf, „weil das mit Kirche nichts mehr zu tun hat“?





Ein zweiter Problemkreis betrifft die **Kirche als Institution**. Innerhalb eines zunehmend institutionskritischen Verhaltens (nicht nur) Jugendlicher teilt die Kirche das gleiche Schicksal wie der Fußballklub Blau-Weiß oder der Ortsverein der Partei XY, deren „Nachwuchssorgen“ bekannt sind. Normierenden und verpflichtenden Formen stehen Jugendliche ablehnend gegenüber. Man will nichts im Fertig-Pack oder im Komplett-Angebot: „Sportverein? Ja, aber nur dort und dann und so, wie ich Lust dazu habe und meine Bedürfnisse nach sportlicher Betätigung gestillt werden. – Mitarbeit im Vorstand? Nein danke!“ Ähnliches gilt von der Stellung Jugendlicher zu Instanzen wie dem Staat oder auch der Kirche. Normen und Verpflichtungen wollen selbst eingesehen und bejaht und nicht unbesehen übernommen werden. Für die Kirche bedeutet dies, daß sie zwar als Sinnangebot oder als caritative Organisation durchaus geschätzt wird, ihre moralischen Ansprüche

aber nicht in gleicher Weise mitgewollt werden. In besonderem Maße gilt dies für eine Sexualmoral, die nicht mehr der (durch die Gesellschaft geprägten) Erfahrungswelt Jugendlicher entspricht.

Diese nur unvollständig angesprochenen Zusammenhänge deuten auf die Komplexität des Verhältnisses von Jugendlichen und Kirche hin. Falsch wäre es aber, von einer mangelnden Kirchlichkeit auf mangelnde Religiosität zu schließen. Insbesondere der Kirchenbesuch ist dafür kein angemessenes Kriterium (zum Beispiel stehen einem geringen Kirchenbesuch ein Anteil von ca. 56 % aller Jugendlichen entgegen, die an ein Weiterleben nach dem Tod glauben). Lehnen einerseits Jugendliche eindeutig religiöse oder kirchliche Angebote eher ab, so spricht andererseits vieles dafür, daß Jugendliche in einer Lebensphase der Suche, der Abgrenzung und Neuorientierung in besonderem Maße

für die Frage nach dem Sinn, nach der Transzendenz aufgeschlossen sind. Beginnende Partnerschaft, zunehmend bewußtere Wahrnehmung von Leid, Sterben und Tod, die Erfahrung von Grenzen in der eigenen Sehnsucht nach Glück, Zufriedenheit und Heil rufen – wenn auch nicht unbedingt explizit – die Frage nach dem Sinn wach, die Frage nach Gott. Die Nachfrage nach „Religions-Ersatz“ und „Ersatz-Religionen“ mag hier ein Indikator sein. Es spiegelt sich hier eine Haltung wider, die durch ein Mißtrauen gegenüber jeglicher Religion und gleichzeitiger Offenheit für Religiosität gekennzeichnet ist. Dieser Einschätzung entspricht die Tatsache, daß sich viele durchaus als religiös bezeichnen, daraus aber keine Verpflichtung zu Gottesdienst, Kirchengliedschaft etc. ableiten.

Nicht nur in religiöser Hinsicht werden mit dem Beginn des Jugendalters (und dieser liegt heute bereits bei einem Alter von 11/12 Jahren) bislang fraglos übernommene Haltungen der Eltern abgelehnt, in Frage gestellt, überprüft, vielleicht sogar später, in höherem Alter, doch für durchaus nützlich erachtet und wieder angenommen. Sollen Jugendliche zu Subjekten werden, zu Menschen mit Identität und Selbstand, dann ist diese Phase des Ringens notwendig. Dazu ist ihnen von den Erwachsenen ein Freiraum zuzugestehen. In der Entwicklungspsychologie spricht man von einem „psychosozialen Moratorium“, einer Zeit, in welcher der junge Mensch „ausbricht“ und seinen Weg sucht, seinen Platz in der Gesellschaft, seine „Nische, die fest umrissen und doch wie einzig für ihn gemacht ist“. Dieses Moratorium ist allerdings nicht im Sinne einer „Narrenfreiheit“ oder einer für das Austoben zugestandenen „Spielwiese“ zu verstehen. Nur wo sich Jugendliche ernst genommen fühlen, werden sie – wie auch die Erwachse-

nen – von einem gegenseitigen Austausch profitieren können. Dies gilt auch für die Ausbildung einer religiösen Persönlichkeit.

Wichtig erscheint mir aber, daß Jugendliche für eine lohnende Auseinandersetzung auch Erwachsene brauchen, die glaubwürdig ihren Standpunkt, ihre Haltungen und Positionen vertreten. Sie brauchen Erwachsene, die glaubwürdig einen Glauben (vor)leben, der Orientierung gibt, mit dem man sich aber auch auseinandersetzen kann und darf. So entbindet Toleranz (die oft mit Gleichgültigkeit verwechselt oder als Tarnung für eigene Unsicherheit verwendet wird) gegenüber Jugendlichen nicht von der Verantwortung (auch bereits in jungen Jahren), den Samen für den Glauben des eigenen Kindes zu legen.

Der Kölner Erzbischof, Joachim Kard. Meisner, sagte kürzlich in einem Vortrag: „Nicht wir können Glauben weitergeben, das macht Gott selbst. Wir müssen diesen Gott aber berührbar machen, so daß die Menschen den Saum seines Kleides zu packen bekommen, und wenn es nur von hinten ist. Dann wird er selbst die Herzen und die Gesichter der Menschen verzaubern.“

Das Gleichnis vom Wachsen der Saat macht dies deutlich: „Mit dem Reich Gottes ist es so, wie wenn ein Mann Samen auf einen Acker sät; dann schläft er und steht wieder auf, es wird Nacht und wird Tag, der Samen keimt und wächst, und der Mann weiß nicht wie“ (Mk 4,28).

Gott selbst läßt den Glauben wachsen und reifen. Wir wissen nicht, was er aus dem Verborgenen hervorgehen läßt, aber wir können hoffen, wenn und weil wir den Samen bei unseren Kindern gelegt haben. Wie ein Samenkorn für menschliche Augen zunächst tot und leblos erscheint, so ist es

um so überraschender, was aus ihm wachsen kann.

Diese Hoffnung kann uns gelassener auf die Entwicklung Jugendlicher blicken lassen, dies um so mehr, wenn wir auch Vertrauen in unsere eigenen Kinder und in das Wirken des Geistes Gottes haben, der bekanntlich weht, wo er will. Doch heißt Gelassenheit eben nicht Gleichgültigkeit. Das Schicksal unserer Kinder ist uns nicht egal, doch respektieren wir ihre Freiheit, sich für oder gegen unseren christlichen Glauben zu entscheiden. Auch Gott ist das Schicksal der Menschen nicht egal, und doch respektiert er unsere Freiheit (selbst die, sich gegen ihn zu entscheiden). So zeigt es sich uns im Sieg der wehrlosen Liebe Jesu Christi.

Konsequenterweise kann es bei unserem Tun „nur“ um eine einladende Haltung gehen. Auch Jesus arbeitete nicht mit Zwang und mo-

ralischem Druck, als er die Jünger in seine Nachfolge rief. Und auch der Glaube kann nur wirklich Glaube und nicht „Kadavergehorsam“ sein, wenn er ein freies „Ja“ zu Gott ist.

Leitbild kann uns der barmherzige Vater aus dem jesuanischen Gleichnis sein (vgl. Lk 15,11-32). Er zitiert seinen Sohn nicht nach Hause, sondern läßt ihn ziehen, hält aber die Tür stets einen Spalt geöffnet, um ihn bei der Rückkehr herzlich zu empfangen. Daß es hierbei viel Geduld und Kraft braucht, versteht sich von selbst, doch kann gerade dies ein Zeichen der Liebe in der Nachfolge Jesu Christi sein, ein glaubwürdiges Zeichen unseres Glaubens, unseres Vertrauens und unserer Hoffnung. An diesem Zeichen böte sich die Möglichkeit, daß Jugendliche „den Saum seines Kleides zu packen bekommen, und wenn es nur von hinten ist“.

Patrik C. Höring, Diplomtheologe



Er zitiert seinen Sohn nicht nach Hause, sondern läßt ihn ziehen, hält aber die Tür stets einen Spalt geöffnet ...